

"Im Aargäu sind zwöi Liebi" : lasst das Volkslied Volkslied sein!

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestellt. Dort erhalten ihre Kinder einen Bergiff vom Werden unseres Landes, von Kultur und Geschichte, aus allerlebendigster Anschauung heraus. Museen sollten nicht Einbalsamierungsstätten sein — sind sie heute Bildungsstätten unserer Jugend? Und werden sie von den Pädagogen als solche erkannt? Und benützt? Und gewürdigt?

Eines hat mir der Sonntagnachmittag im Landesmuseum bewiesen: die Jugend, auch so kleine wildernde Büblein wie die meinen, haben ein ungeheuer offenes Gemüt für solche Besichtigungen!

Kaspar Freuler

«I M A A R G Ä U S I N D
Z W Ö I L I E B I»

Lasst das Volkslied Volkslied sein!

Wir kennen alle eine Reihe von alten, schönen Volksliedern. Jedes Gesangbuch für Männerchöre, Gemischte Chöre, für Frauenchöre enthält eine Menge von ihnen, der «Röselgarten» Dutzende. Aeltere und neue Weisen, die irgendwo und irgendwie entstanden sind, ohne dass das Volk sich um Dichter und Komponist viel kümmerte.

Das genügt aber heutzutage, wo sozusagen kein Ton mehr ohne Buch vor der Nase gesungen wird, längst nicht mehr. Ein Blick in die Radioprogramme, eine Vorschau auf Konzertabende, zeigt, dass allzuoft ein einfaches Lied «bearbeitet von Müller oder Meier» erst konzertfähig wird. Man sieht in Gedanken diese Herren geradezu an der Arbeit, wie sie schwitzend bei der Durchknetung, der geistigen Ueberholung, der kompositorischen Reparatur aus dem alten guten Lied ein neues machen, und gar nicht immer ein gutes.

Denn dann haben wir die Bescherung! Die bestehende einfache und leicht eingehende Melodie, ein-, zwei-, dreistimmig gesetzt, wird zum Kunstgesang aufgepulvert. Sie muss selbstverständlich

irgendwie verändert werden, gerade so, dass man sie beim Anhören des Kunstprodukts noch als roten Faden da und dort erwischen kann; die Harmonik erhält Glanzlichter und Flötentöne, wird moduliert, Figuren schweben über dem Satz, der womöglich auch noch kanonmässig unterteilt wird. Die neue Dynamik macht das Lied zu einer Enge, zu einer Doppelfuge, zu einer Ballade oder zur Rhapsodie. Ja, das tönt und klingelt nun ganz anders! Wahrhaftig! Viel grossartiger, viel pomposer, gerade so, dass der Dirigent sich nicht zu schämen braucht. Da sind zum Beispiel irgendwo «Im Aargäu zwöi Liebi, die hei enandere so gärn, gärn, gärn» — jedermann kennt ihr kleines Schicksal. Aber was macht ein geschickter und begabter Bearbeiter aus diesem simplen Volkslied? Ein Tonstück, das vom Jungknab und seinem Schatz nicht mehr viel übrig lässt, das viel eher an Romeo und Julia, an Tristan und Isolde erinnert! Und nach dem Konzert schreibt ein begeisterter Kritiker, wie man vor einem Jahr lesen konnte: «Hier wurde das Regionale ins Nationale gehoben!» und er freut sich königlich, dass der «Provinz», die nur die originelle Fassung kannte, damit die höhere Gesangskultur der Stadt dargeboten werden durfte. Es fehlt nur noch das grosse Orchester!

Das Ergebnis dieser kompositorischen Bfllissenheit hört sich an, (ins Optische transponiert) wie ein von einem Tailleur neu garniertes Bauerngewand aussieht, das mit Perlmutterknöpfen und Epauletten dekoriert worden ist, wo die Hosen generalstabmässige Passepoile tragen, in der Rocktasche ein St. Galler Poschettli steckt, und auf dem Hut eine schillernde Pfauenfeder. Jetzt kann sich der Mann endlich sehen lassen, jetzt wissen die Amerikaner, wie ein Schweizer aussieht. Und wie sich ein Schweizer Volkslied anhört.

«Kinder schafft Neues!» rief der alte Richard Wagner einst seinen musikbesessenen Kollegen zu. Doch scheint es, dass heutzutage auch die weniger edle Kunst der Restenverwertung Schule macht: «Aus Altem wird Neues!» Niemand aber behauptet, dass das Neue in diesem Fall schöner wäre als das Alte. Es ist lediglich schwieriger zu singen — und das scheint bei ach! so vielen Dirigenten die Hauptsache zu sein! Leider. Mit leichten Sachen geben sie sich nicht mehr gern ab, wo doch der Kollege nebenan Schwieriges dirigiert. Volkslieder bilden kein Sprungbrett in die Stadt!

Lassen wir doch unsern Volksliedern den traditionellen, einfachen Satz. Muss denn das so

männlich klingende, starke Beresinalied nun wirklich auch von einem gemischten oder gar von einem jungfräulichen Chor gesungen werden können? Das Volk freut sich an einfachen Volksliedern, am «Brunnen vor dem Tore», am «Schönsten Wiesengrunde», an der «Loreley» lockendem Gesang, und an hundert andern, die es gegebenenfalls auch auswendig und ohne Buch und Dirigent singen kann.

Unsere Männerchöre sind oftmals nur Werkzeug für die Dirigenten; das widerspricht ihrer Art und ihrer Bestimmung und ist vielfach mit daran schuld, dass die alten Lieder verschwinden — und dass keine neuen mehr nachfolgen, weil die neuen viel zu schwierig sind. Man studiert sie mehr oder weniger verärgert um eines Lorbeers willen, wochenlang, vierteljahrlang, bis sie einem zum Hals heraushängen — dann werden sie im Konzert gesungen, gerühmt, und acht Tage später kennt und singt sie kein Mensch mehr. Das Vakuum ist da. Es wird nicht mehr gesungen. Bearbeiter in künstlerischen Sektoren sind meist Menschen, die das wehrlose Werk eines andern zum Objekt eigener Akrobatik machen. Hie und da gelingt's, warum nicht. Meistens aber wäre ihnen zu empfehlen, etwas Eigenes zu schaffen. Vorausgesetzt, dass ihnen etwas Eigenes einfällt.

Klaus Prim

D I E A S T R O L O G I S C H E G A T T E N W A H L

Endlich wusste ich, weshalb ich bei Frauen bislang keinen Erfolg gehabt hatte. Ein Artikel in einer illustrierten Zeitung «Das Standesamt der Sterne» sagte es mir.

Für mich kam nach den Zeilen in der Zeitung nur eine Schütze- oder eine Wassermann-Frau in Frage. Die Fische-Frau war für manche Männer eine ausgezeichnete Partnerin. Aber die unter meinem Aspekt Geborenen wurden vor der Fische-Frau gewarnt. Sie war für sie geradezu Gift!

Ich sah in meinem Notizbuch nach. Hier hatte ich alle meine Freundinnen mit Namen und Ge-

burtstag vermerkt. Viele Fische, Jungfrauen und Steinböcke waren verzeichnet; aber keine Schütze- oder Wassermann-Frau. Daher also!

Mit meinen neuen Kenntnissen ausgerüstet, startete ich. An einem Abend lernte ich in einem reizenden Dancing eine noch reizendere Dame kennen, die mich durch ihre Schönheit und Zurückhaltung entzückte. Ich brannte sofort lichterloh. Ich erzählte ihr von meinem Beruf, dass ich noch Junggeselle sei und eine Dreizimmer-Komfortwohnung hätte. Sie wollte die Wohnung sehen.

Aber ich musste mich erst vergewissern. Vor einer Fische-Frau für mich hatte der Astrologe ausdrücklich gewarnt.

Vor meiner Haustür kniff ich die Dame scherzhaft in den Arm und fragte flüsternd: «Sie sind doch kein Fisch?»

Was folgte, vermag ich kaum zu beschreiben. Sie blieb stehen und die ganze bisher gezeigte Zurückhaltung war mit einem Male verschwunden. Auf meine harmlose Frage prasselte ein Feuerwerk von Worten auf mich nieder. Eine Menschenmenge sammelte sich an.

«Sie Wüstling!» rief die Dame und heftete Worte daran, die gar nicht schön waren. Ich gab Fersengeld.

Später hörte ich, dass sie eine Jungfrau-Geborene war. Nie mehr eine Frau, die unter der Jungfrau geboren war! Stille Wasser gründen tief!

Nachdem ich diesen Fall überwunden hatte, wagte ich es ein zweites Mal. Dieses Mal war es ein entzückendes Mädchen, dem ich Herz und Heim offerierte. Ehe wir aber zu meiner Wohnung gingen, fragte ich sie: «Sie sind doch keine Jungfrau?»

Die Szene, die nun folgte, war noch ärger als zuvor. Ich suchte blitzschnell das Weite.

Einen letzten Versuch wollte ich noch wagen, im Hafen der Ehe zu landen. Aber dieses Mal war ich vorsichtiger. Langsam tastete ich vor. Beim Tanzen — sie tanzte nicht gerade graziös — fragte ich meine Partnerin, wann sie geboren sei.

«Am 25. April!» flüsterte sie mir zärtlich ins Ohr.

Ich hatte alle Daten der Sternkreise im Kopf. «Sie sind ein Stier!» sagte ich ihr.

«Und Sie ein ungehobelter Flegel!» sagte sie und liess mich stehen.

Ich schrieb der Zeitung, die das «Standesamt der Sterne» gebracht hatte, einen saugroben Brief. Denn ich habe mir vorgenommen, mir ein Mädchen nun doch auf eine andere Art zu suchen.